

Fall, so hätten wir vielleicht weitere Aufklärung über die eigenartige Tatsache erhalten, daß ein Ehepaar germanischer Herkunft (falls *Dadilo* und *Remico* Mann und Frau sind) oder eine germanische Mutter den Söhnen römische oder kelto-römische Namen gibt. Man ersieht daraus den großen Einfluß, den die überlegene römische Kultur auf die eindringenden Germanen auch in sprachlicher Hinsicht ausübte, wie die lange Liste althochdeutscher Lehnworte aus dem Vulgärlatein beweist (s. die Zusammenstellung von F. Kluge in Pauls Grundriß I², S. 333 f., wo allerdings auch älteres Material und solches aus anderen germanischen Sprachen aufgenommen ist; aber das Althochdeutsche stellt bei weitem das größte Kontingent). Aber völlige Klarheit über die Nationalität der Familie der Bestatteten läßt sich aus den knappen Angaben der Inschrift nicht gewinnen; man kann an mancherlei Möglichkeiten denken: der Ehemann der *Remico* war römischer Abkunft, falls es ein anderer als *Dadilo* ist, u. dgl. mehr.

Der Stein selbst ist offenbar schon vor der Anbringung der Inschrift irgendwie verwendet gewesen. Zu so später Zeit hätte auch kein Privatmann das Werkstück von so weit her kommen lassen, da er geeignetes Material in den Kalksteinbrüchen von Weisenau bei Mainz oder in dem Sandstein des nahen Odenwalds bequemer zur Hand hatte. Die sprachlichen Formen bieten keinen Anhalt, um die Entstehung der Inschrift genauer zu lokalisieren. Das vulgärlat. *tetulu* für lat. *titulum* spiegelt mit dem Lautwandel lat. *i* < vulgärlat. *e* in betonter Silbe eine über das ganze Gebiet der Romania sich erstreckende Eigenart des Vulgärlateinischen wieder. Wir haben also aus dem Inhalt und der Form der Inschrift keinen Anhaltspunkt gewonnen, um eine Verschleppung des Grabsteins an seinen Fundort wahrscheinlich zu machen.

Berlin N. 54.

Sigmund Feist.

Die Markomannenhütten auf der Marcussäule.

Für die so oft behandelten bienenkorbformigen Hütten auf der Siegestsäule Marc Aurels sucht Drexel im vorletzten Hefte dieser Zeitschrift eine überraschende neue Deutung zu geben: die Darstellung beruhe nicht auf sachlicher Kenntnis nordischer Bauweise, vielmehr hätten die Künstler kraft eigener Phantasie und unter dem Einflusse alexandrinischer Vorlagen den Markomannen die gleichen Rohrhütten „verliehen“, wie sie seit alters am Nil im Gebrauch waren. Da es sich dabei um eine Frage germanischen Kulturgutes handelt, erscheint es nötig, Drexels Beweisführung auf breiterer Basis nachzuprüfen und auch die einheimischen Funde zur Beurteilung der Frage auszuwerten.

Daß die Hausdarstellungen der Säule keine realistischen Abbilder der Wirklichkeit von photographischer Treue sein können, liegt auf der Hand, strittig kann nur Art und Umfang der erforderlichen Abstriche und Einschränkungen sein. Unter allen Umständen fehlerhaft sind die Abmessungen, sowohl im Vergleich zu den menschlichen Figuren wie im Verhältnis der Einzelmaße der Häuser, die in dieser Form wohl Schilderhäusern, aber nicht Wohngebäuden gleichen. Der Charakter der Hausbilder als Staffage und das Streben, diese als Ganzes darzustellen, geben die Erklärung dafür.

Bezüglich der Technik der Hütten vermag ich Drexel nicht zuzustimmen, der in ihnen allen Rohrhütten sieht. Die Darstellung der Säule nötigt keineswegs zu dieser Annahme, die senkrechten Einzelglieder, aus denen die Wände gebildet werden, sind in den allermeisten Fällen ohne jede Unterbrechung durchgeführt und stets für Schilfrohr viel zu breit, so daß man die Wände eher mit Stephani (Der älteste deutsche Wohnbau I S. 119) aus Brettern

oder Rundhölzern aufgeführt denken möchte, wie es Strabo (Geogr. IV 4, 3) für die keltischen Rundhütten ausdrücklich bezeugt. Nur in zwei Einzelfällen sind diese Vertikalglieder in kurzen Abständen quer gestrichelt. Man hat darin die Knoten der Schilfrohre erkennen wollen und in methodisch falschem Schlusse aus diesen Ausnahmefällen die ganze Reihe der Hütten als Rohrbauten erklärt. Schilfknoten müßten aber immerhin doch anders wiedergegeben werden, die Darstellung deutet sich ganz zwanglos auf eine Wandkonstruktion aus kleineren Brettern statt des einen langen der meisten Anlagen. Auch in dem Hüttenbild von Szene 46 vermag ich keine Rohrknoten zu erkennen sondern nur eine doppelte Bretterlage in schindelartiger Anordnung, wie sie noch heute an Bretterhütten geübt und beliebt ist.

Weniger klar als der Aufbau der Wandung ist derjenige des Daches. Stephani wie Drexel stellen fest, daß die Darstellung der Säule keinen Unterschied zeigt zwischen dem Material der Wand und des Daches, das Stephani danach ebenfalls aus Brettern, Drexel aus Rohr verfertigt annimmt, doch ist des letzteren Einwand, daß die Römer ein Bretterdach mit ihren Fackeln nicht in Brand zu stecken vermöchten, schwerlich stichhaltig. Daß dem Künstler die Autopsie gefehlt haben muß und daß er vielmehr nach Erzählungen gearbeitet hat, zeigt auch die in der vorliegenden Form unverständliche Konstruktion des Dachgestühles, das, von der Wand nicht abgesetzt, rundlich aus dieser herauswächst. Unter den gleichen Gesichtspunkt fallen die seilartig gewundenen Bänder, die wagrecht die Wände innen und außen umfassen. Ein wirkliches Seil wäre viel zu schnell der Fäulnis ausgesetzt, um anders als an leichten Notbauten zweckmäßig zu sein, an jedem Dauerbau ist eine solche Vorrichtung einfach undenkbar. Daß hier entweder Atavismus oder unverstandene Übertragung (etwa von den dem Künstler bekannten Hirtenhütten der Campagna oder auch von alexandrinischen Vorlagen) auf fremde Verhältnisse vorliegt, zeigt auch die Verwendung dieser gedrehten Wulste an der Umfassung der Türen, einmal sogar am Tore eines in Blocktechnik erbauten Zaunes (Szene 1 c). Wir dürfen dieses Detail also ohne Bedenken ausschalten.

Mit den Bildern der Marcussäule wird mit Recht stets das Bruchstück eines Reliefs im Louvre zusammengestellt, das im Hintergrunde einer Kampfszene zwischen Römern und Dakern eine Eingeborenenhütte gleicher Art zeigt wie die auf der Säule dargestellten (Abb. 4 nach Strong, Roman Sculpture I Taf. XLIX). Entsprechend der erheblich besseren künstlerischen Ausführung dieses Reliefs ist die Hütte in ihren Einzelheiten wesentlich sorgfältiger wiedergegeben. Die Wandung besteht unzweideutig aus senkrecht gestellten schmalen Brettern, nur rechts oberhalb der Fensterluke sind zwei zweigartige Auswüchse angegeben. Das Dach besteht aus zwei klar unterschiedenen Schichten, der eigentlichen Dachhaut aus Rohr oder Stroh und radial darüber gebundenen Ästen mitsamt den Zweigen. Diese Vorrichtung, die dazu bestimmt ist, die Strohlage vor Beschädigungen durch Sturm und Wetter zu schützen, begegnet bereits einige Jahrhunderte früher am Ende der nordischen Bronzezeit auf der bekannten bemalten Hausurne von Stora Hammar in Schweden (Montelius, Kulturgeschichte Schwedens S. 133 Abb. 228, und sonst oft), wo diese Äste aufgemalt sind. Die obere Spitze des Daches ist am Relief abgebrochen, nach anderen Analogien waren hier wohl die oberen Enden der Schilflagen zu einem Knauf zusammengefaßt. Der Fensterflügel ist in seiner Konstruktion vollkommen klar wiedergegeben. Daß auch in diesem Bilde die Hütte verhältnismäßig hoch und schlank ist, wenn auch nicht annähernd so stark wie auf der Säule, verdient immerhin bemerkt zu werden.

Macht die eingehende Detaillierung und der zweifellos beabsichtigte Realismus in der Darstellung des Louvre-Reliefs die Abhängigkeit von allgemein verwaschenen Vorstellungen „barbarischer“ Bauten oder von alexandrinischen Skizzenbüchern schon ziemlich unwahrscheinlich, so ist eine derartige Beeinflussung von vornherein ausgeschlossen bei einer Gruppe von Denkmälern, die leider bisher wenig bekannt, doch in hervorragendem Maße geeignet ist, die baugeschichtlichen Fragen zu klären, die sich an die Darstellungen der Marcussäule knüpfen, den Hausurnen von Dernowo (dem alten Neviodonum) in Krain (Abb. 1 umgezeichnet nach Müllner, Typische Formen aus den archäologischen Sammlungen des Krainischen Landes-Museums, Laibach 1900, Tafel XLVII; vergl. Reinecke, Zeitschr. für Ethnologie XXXII [1900] S. (597); Schumacher, Besiedelungsgeschichte Deutschlands [=Katalog V des Röm.-German. Central-Museums zu Mainz] S. 38 § 3 am Ende).

Diese der römischen Kaiserzeit angehörende Nekropole hat 24 Exemplare eines interessanten Hausurnentypus geliefert, ist damit also nächst dem etruskischen Vetulonia die ergiebigste Fundstelle für Hausurnen. Der Typus ist im ganzen gleichmäßig und einheitlich, die Unterschiede betreffen nur nebensächliche Details. Gemeinsam ist allen Urnen der topfförmige Unterbau, der wie bei einer ganzen Reihe von Hausurnen auch hier den unter dem Boden liegenden Hausteil andeutet. Bei den Stücken, welche die Hausform sorgfältiger wiedergeben, ist der Oberbau vom unteren durch einen plastischen Ring abgesetzt. Dem Gesamttypus nach haben wir die krainischen Urnen sämtlich als Jurtenurnen mit völlig kreisrundem Grundriß zu bezeichnen. Stets stehen die Wände mehr oder weniger stark nach innen geneigt, wie das auch bei italischen Hausurnen beobachtet werden kann, sicherlich ein Abbild der Wirklichkeit mit dem Zwecke, dem Druck des Daches besser entgegenzutreten zu können. Die Türöffnung ist in ihrer Gestalt von dem Neigungswinkel der Wand abhängig und schwankt von fast rechteckiger bis zu trapezoider Form mit starker oberer Verjüngung; sie nimmt stets die volle Höhe der Wand ein. Randleisten oder Befestigungslöcher für eine Türplatte sind bei keiner einzigen Urne zu erkennen, auch hat sich in keinem Falle eine solche Platte erhalten, war also entweder niemals vorhanden oder bestand aus Holz, da sonst wenigstens eine Spur gefunden sein müßte. Eine Eigentümlichkeit dieser Urnen sind die Schlitzlöcher in den Wänden, die bei einigen Exemplaren die volle Höhe der Wand erreichen. Bei einer Urne ist wie bei einer christlichen Kirche ein großes Kreuz und dazu oben rechts und links noch eine stehende Raute eingeschnitten, offenbar schematisierte Darstellungen von Fensterschlitzlöchern. Das Dach, das durchweg nur wenig über die Wand übergreift, hat Kegelform mit wechselndem Neigungswinkel. Die Spitze ist mit ganz wenigen Ausnahmen verziert, meist durch einen einfachen, aber gefällig profilierten Knopf, bei einigen Urnen durch eine aufgesetzte Vogelfigur, einmal ist sogar das Nest angedeutet, in dem der Vogel sitzt. Die Höhenmaße der Urnen schwanken zwischen 32 und 42 cm.

Für die strittige Frage der Wandkonstruktion, ob Rohr oder Holz, ergeben die Urnen nichts; will man dem Ornament, das zwei von ihnen tragen, technische Bedeutung zubilligen, so käme nur Fachwerk in Betracht. Dagegen beweisen die Urnen unumstößlich, daß noch in der Kaiserzeit im weiteren Umkreise des Unterdonaulandes Rundhütten mit Kegeldach in allgemeinem Gebrauch waren. Damit wird auch die Realität markomannischer Rundhütten um die Mitte des II. Jahrhunderts nach Chr. gestützt, denn die krainischen Hausurnen, die den Darstellungen der Marcussäule sowohl geographisch wie chronologisch sehr nahe stehen, sind für diese natürlich vollwertigere Zeugnisse als die Hütten der Campagna oder gar des Nillandes.

Daß der Künstler mangels eigener Anschauung sich die Behausungen der Markomannen ähnlich vorgestellt hat wie die Hirtenhütten der Umgebung von Rom oder von Ägypten, wurde schon oben erwähnt, es sind Äußerlichkeiten, die vom Gesamtbilde ohne Schwierigkeit in Abstrich zu bringen sind und das Bestehen markomannischer Rundhütten in keiner Weise zu berühren vermögen.

Die Bodenfunde selbst sind für unsere Frage leider nicht heranzuziehen, Beobachtungen und Mitteilungen über die Hausformen fehlen selbst in dem an markomannischem Fundmaterial so überaus reichen Böhmen. Die Kulturhinterlassenschaft der Markomannen während ihres kurzen Aufenthaltes in Südwestdeutschland ist aus der Gesamtmasse vorerst noch nicht auszusondern. Dagegen hausten die den Markomannen stammverwandten Suebi Nicrotes trotz ihrer nahen Berührung mit der römischen Kultur in Rundhütten, die ebenso auch am Niederrhein nachgewiesen sind (Schumacher, Germanen-Katalog, 3. Aufl., Anhang S. 118 ff.)

Ein Versuch, die Gesamterscheinung der kaiserzeitlichen Rundhütten zu rekonstruieren, ist das kleine Modell (Abb. 2), das durch den Verf. bereits vor einigen Jahren für das Römisch-Germanische Central-Museum ausgeführt wurde und das seine Einzelzüge aus allen zuständigen Quellen entnommen hat.

Drexels Frage: Haben Daker, Markomannen e tutti quanti in den gleichen Rundhütten gewohnt? ist also anstandslos zu bejahen. Hausformen sind in dieser Zeit nicht mehr in dem gleichen Maße wie in früheren Perioden völkische Unterscheidungsmerkmale, sie sind abhängig von Wirtschaftsformen und haften damit mehr am Boden als am Volksstamm. Die Folgerungen aus dieser Erkenntnis für den Typenreichtum der mitteldeutschen Hausurnen sind an anderer Stelle in größerem Zusammenhange zu erörtern. O. Lauffers demnächst erscheinende Monographie über das deutsche Haus, die mir durch des Verfassers Freundlichkeit in der Korrektur vorliegt, bringt mehrere schlagende Beispiele für die Stabilität von Hausformen gerade in solchen Gebieten, die ständig von Völkerwanderungen überflutet waren. Der stärkste Beweis für diesen Satz liegt in der Ausdehnung des ostdeutschen Hauses bis tief in slawische Gebiete hinein, altes ostgermanisch-wandalisches Kulturgut, das das kulturarme Slawentum bei seiner Landnahme gern übernommen und so treu bewahrt hat, daß man das ostgermanische Haus in heute slawischen Gebieten reiner erhalten findet als im kulturell mächtig vorwärtsdrängenden germanischen Stammland. Auch die ungemein malerischen Holzkirchen in Südrußland, bes. im Ruthenenlande, deren wissenschaftliche Bearbeitung bevorsteht, sind nach Grundgedanken wie nach technischer und formaler Ausführung nicht slawisch, sondern rein germanisch.

F. Behn.

Entgegnung.

Die dem Anschein nach um die Hütten gelegten Seile sind Flechtbänder, die Hüttenwände sind wie Matten geflochten. Nur aus dieser Technik erklärt sich ihr Auftreten an Innen- und Außenwand, erklärt sich auch die entgegengesetzte Drehung der Doppelbänder: hier ist mit beiden Händen geflochten worden, die linke drehte ihr Band nach links, die rechte das ihre nach rechts. Diese Weise, die Hüttenwände aus Schilf oder Rohr mit biegsamen Bändern zu durchflechten — Palmblattstücke finde ich einmal als Material angegeben —, ist wie die Festigung des Eingangs und der Dachtraufe durch an- und eingeflochtene Bänder, wie ich von ethnologischer Seite belehrt werde, heute noch bei den Naturvölkern namentlich Afrikas üblich. Für das Material der

Wände unserer Hütten ist damit gesagt, daß es flechtbar gewesen sein muß, was Bretter- oder Schindelhütten, ohnehin Erzeugnisse des Schreibtisches, ausschließt, allenfalls dünnes Rundholz zuließe, aber im Verein mit allen sonst an den Darstellungen zu machenden Beobachtungen auf Schilf oder Rohr als wahrscheinlichsten Baustoff weist. Welche Schwierigkeiten sich bei der Verneinung dieser Annahme unweigerlich ergeben, kann man bei Behn nachlesen, der sie freilich bequemerweise auf „Atavismus oder unverstandene Übertragung“ abschieben will. Es bleibt schon dabei: mehr als eine ganz allgemeine Vorstellung vom Wohnbau der Barbaren haben weder der Künstler, der den Fries entwarf, noch die Steinmetzen, die ihn mit offenbar viel Freiheit und Unverstand im einzelnen ausführten, gehabt.

Wenn ich die Hüttenbilder nicht als vollgültige Zeugnisse gelten lassen will, so leugne ich natürlich keineswegs, daß auch der Rundbau bei den Markomannen in Übung gestanden haben kann, ja gestanden haben wird. Ob freilich die Grabgefäße von Neviodonum hier wie überhaupt als Beweismittel zu verwenden sind, scheint mir zweifelhaft. Ich bemerke zu ihnen noch, daß sie sich keineswegs auf diesen Fundplatz beschränken, sondern, wie ich mir im Museum zu Laibach notierte, auch auf den benachbarten Gräberfeldern von Rudolfswerth und St. Barthelmae wie auf dem von Laibach selbst erscheinen.

Drexel.

Zu den Germanenhütten der Markussäule.

Es wird nicht zweifelhaft sein, daß Drexel in dieser Zeitschrift II 1918 S. 114 ff. die primitiven Hütten auf der Markussäule richtig als Rohrbauten erklärt und ihr Vorkommen auf dem Relief einer allgemeinen Vorstellung der Künstler und ihrer Zeit von primitivsten Hüttenformen mit Recht zugeschrieben hat. Ebenso wird die Rückführung solch einfachster Wohnform auf Ägypten zu billigen sein, wenn auch Drexel außer einigen nicht gerade unmittelbar überzeugenden Parallelen frühägyptischer Kunst den auf Grund der Monumente geführten Beweis für diese Annahme schuldig geliebt ist. Die von ihm herangezogenen ägyptisierenden Denkmäler, wie die Nillandschaften der Campanareliefs, die Mosaik- und Wandmalereien, endlich auch die christlichen Hirtenszenen sind eben doch in Rom oder wenigstens im Westen entstanden und für die eigentliche alexandrinische Kunst und Kultur nur ebenso vorsichtig zu verwenden, wie die Hütten der Markussäule für den Wohnbau der Markomannen. Es ist noch keineswegs ausgemacht, daß aus den römischen Nillandschaften unmittelbar auf das Nilland selbst zurückgeschlossen werden darf. Auf jeden Fall ist vorläufig Vorsicht geboten.

Deswegen wird die Tatsache interessieren, daß die Hüttenform der Markussäule auf einer einheimischen ägyptischen Denkmälergattung der frühchristlichen Epoche erscheint, nämlich auf einigen der bekannten sogen. Menasflaschen, flachen Ampullen, welche zum Transport des heiligen Wassers dienten und sich dementsprechend auch in den verschiedensten Gegenden der alten Welt — ein Exemplar in Heidelberg ist lokaler Provenienz — gefunden haben. Das Fläschchen, von dem wir reden wollen, befindet sich in der Skulpturensammlung zu Dresden und ist von mir veröffentlicht worden in „Die griechisch-ägyptische Sammlung Ernst von Sieglin, III. Teil, Die Gefäße in Stein und Ton, Knochenschnitzereien, Leipzig 1913“ S. 93, Abb. 106, 2 (danach hier Abb. 3.) Diese Menasampullen bringen nicht allein das Bild des Heiligen, dessen Namen sie tragen, sondern sie sind gelegentlich mit Emblemen, auch mit den Bildern anderer Heiligen ge-